

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 291.

Mittwoch, 12. Dezember.

1928.

(4. Fortsetzung.)

Herbert Godebrechts Sendung.

(Nachdruck verboten.)

Roman von Georg Julius Petersen.

Den ganzen Tag stand er unter dem Eindruck dieser Begegnung. Schwankende Empfindungen verdichteten sich zu einem einzigen: dem des Mitgefühls. Was er in den letzten Tagen heimlich gefürchtet hatte: daß eine Leidenschaft für die Tochter des Althändlers ihn erfasst habe, traf, wie er jetzt glaubte, zu seiner Freude nicht zu. Sein Verhalten wurde doch wohl nur bestimmt von dem Wunsche, das Mädchen aus ihrer unwürdigen Umgebung zu befreien und zweifellos verbrecherischen Elementen das Handwerk zu legen.

Als Herbert Godebrecht nach Geschäftsschluß das Bankgebäude verließ, stand draußen Schumann. Herbert verabschiedete sich von einigen Kollegen, mit denen er die Straße betreten hatte, und trat dann auf seinen Vertrauensmann zu.

„Sie haben Ihre Sache gut gemacht, Herr Schumann“, sagte er freundlich, „hier ist der vereinbarte Betrag.“

„Haben Sie Fräulein Thea gesprochen, Herr Godebrecht?“ fragte Schumann mit einem verschmitzten Lächeln.

„Ja“, lautete die kühle Antwort. „Das Mädchen tut mir leid. Sie ist für ihre Umgebung zu schade.“ Beide hatten eine Sträfenrede erreicht. „Hören Sie mich mal an“, setzte Herbert nach kurzem Überlegen hinzu.

„Ich bin ganz Ohr, Herr Godebrecht“, beteuerte Schumann eifrig.

„Große Belohnungen kann ich Ihnen nicht in Aussicht stellen, ich bin kein Millionär. Ich will Ihnen aber im Rahmen meines Einkommens dann und wann eine Unterstützung zukommen lassen, wenn Sie irgend welche Wahrnehmungen von Belang, die sich auf den Händler beziehen, zu meiner Kenntnis bringen; Sie verstehen mich doch?“

„O, ich denke.“

„Da ist zum Beispiel ein Mann von etwa vierzig Jahren, der mit Roberts allerlei Geschäfte betreibt; ein Mann mit starkem schwarzem Schnurrbart und tiefen Augenbrauen, der gefällt mir nicht. Versuchen Sie ausfindig zu machen, wer er ist.“

„Ich glaube ihn zu kennen.“

„Wenn es an der Zeit ist, werde ich Fräulein Roberts davon verständigen, daß sie Ihnen vertrauen kann.“

Schumann nickte bestätigend. Es war ersichtlich, daß ihm die vornehme Gelassenheit des jungen Mannes imponierte. Tief seine Nase ziehend, entfernte er sich.

5.

Am Neujahrstage machte Herbert der Familie Bindewald einen Gratulationsbesuch. Bindewald bekleidete seit Jahren den Direktorenposten einer großen Versicherungsgesellschaft und war im privaten Verkehr von einer bezwingenden Sozialität. Seine Vorliebe für Musik, die sich allerdings auf Operetten und Singspiele beschränkte, hatte bei beiden Kindern einen tieferen Niederschlag gefunden. Dem väterlichen Stolz über den raschen Aufstieg des Sohnes hielt die zärtliche

Liebe zu der gleichfalls künstlerisch begabten Tochter die Waage; die Mutter, eine zur Bequemlichkeit neigende Dame, fühlte sich in der Rolle einer von Mann und Kindern umhetzten Frau sehr wohl; ihr anfänglicher Widerstand gegen den Beruf des Sohnes hatte sich unter der Wucht des Erfolges längst gelegt.

Für Herbert, mit dessen Mutter sie bis zu deren Tod eng befreundet gewesen war, empfand sie eine fast mütterliche Zuneigung; sie duzte ihn nach wie vor.

„Wenn du so offiziell zu uns kommst, müssen wir dich auch dementsprechend empfangen“, sagte sie beim Betreten des Salons. „Herzlichen Glückwunsch, Herbert... schon wieder ein Jahr...“ Sie setzte sich. „Mein Mann und Ruth kommen auch gleich...“, ach, da hört man sie schon.“

Hinter einem Herrn von beträchtlicher Leibesfülle und mit einem vergnügt lächelnden Gesicht tauchte ein schlankes, junges Mädchen von etwa neunzehn Jahren auf.

„Prost Neujahr!“ rief Bindewald so laut, daß seine Frau sich die Ohren zuhielt. Lachend schüttelte Herbert die entgegengestreckte Hand des Mannes und dann etwas ernster die des jungen Mädchens. „Wir haben Sie gestern Abend... was sage ich!... letzte Nacht, heute morgen schwer vermisst, lieber Godebrecht; es war lustig, sage ich Ihnen.“

„Haben Sie hier oder außerhalb gefeiert?“ fragte Herbert, von einem zum andern blickend.

„Hier“, antwortete die Frau des Hauses. „In den Lokalen geht es mir in der Silvesternacht zu lärmend und ungeniert zu.“

„Hier war's nicht viel besser“, brummte Bindewald mit einem Augenzwinkern. „Langes waren da, dann Unbereits mit dem ganzen Anhang, im ganzen vierzehn Personen, und nicht ein Spielverderber dabei.“ Er piffte eine Melodie aus dem „Zigeunerbaron“ vor sich hin, kapitulierte aber vor einem strengen Blick seiner Frau.

„Und du, Herbert?“ fragte diese.

„Ich habe mich gegen zwölf Uhr schlafen gelegt.“

„Was, Sie haben nicht mal den Übergang ins neue Jahr abgewartet?!...“, rief Bindewald beinahe erschrocken. „Man springt doch auch nicht mit geschlossenen Augen über einen Graben!“ Er hatte inzwischen die Gläser gefüllt. „Na, auf ein glückliches neues Jahr auch für Sie, lieber Freund.“ Sie stießen miteinander an. Als die Augen der jungen Leute sich trafen, gewahrte Herbert in Ruths Augen eine leise Trauer, rasch wandte er den Blick ab.

Er wurde natürlich zu Tisch geladen und sagte auch zu. Der junge Kapellmeister hatte sich entschuldigen lassen, weil er selbst irgendwo zu Gast war. Als Herbert späterhin mit Ruth allein weilte, sagte er:

„Ich muß dich noch um Entschuldigung bitten, daß ich Weihnachten gar nicht mal gekommen bin; ich habe sehr wohl die versteckten Vorwürfe deiner Eltern verstanden.“

Sie sah ihn mit ihren braunen Augen ernst an.

„Du hättest jedenfalls etwas Besseres vor, Herbert.“

„Besseres? . . . nein.“ Und nach kurzem Überlegen: „Hat Walter dir von meinem Weihnachtsabenteuer erzählt?“

„Nur in Andeutungen. Das Weitere wollte er dir überlassen.“

Er nickte. Und dann berichtete er, was ihm bis gestern widerfahren war. „Denke dir“, schloß er, „und nun soll das junge Mädchen diesen Menschen, der mir meinen Pelz gestohlen hat, heiraten!“

„Ist sie denn viel besser als er? . . .“ Wer einem Herrn die Uhr aus der Tasche zieht . . .“

„Dahinter steckt etwas anderes“, beharrte er eigen-sinnig. „Welcher Dieb gesteht seine Tat freiwillig ein?“ Sie hielt hartnäckig die Augen gesenkt.

„Bist du mir böse, Ruth?“

„Böse? . . .“ Sie hob das Gesicht ein wenig. „Du hast mir doch gar nichts getan, Herbert.“

„Nein, das wohl nicht“, gab er hastig zurück. „Aber wir wären bis jetzt so gute Freunde, Ruth, wir haben miteinander geschertzt und gelacht; und heute bist du so still.“

„O, man ist doch Stimmungen unterworfen . . . Aber komm, ich wollte dir ja noch zeigen, was ich zu Weihnachten bekommen habe.“ —

Als Herbert sich am Nachmittag verabschiedete, hatte er das Gefühl, daß ihm ein wertvoller Mensch verloren zu gehen drohe, und als er durch die Straßen schritt, stand er unter der Gewalt einer inneren Krise. Er hatte oft mit dem Gedanken an eine spätere Verbindung mit Ruth gespielt. Sie gab sich so natürlich, war allem Ergötzlichen abgeneigt, und mit ihrer Hingabe an die Musik vereinigten sich aufs glücklichste häusliche Tugenden.

Und dann die Eltern! Prächtige Menschen, denen er auch ohne sein Vermögen willkommen wäre, die aber taktvoll genug waren, ihre geheimen Wünsche nie anzudeuten.

Der Nachsinnende, innerlich Schwankende, wurde in die laute Umgebung zurückversetzt durch einen Stoß, den er von einem Passanten empfing.

„Sperrten Sie doch Ihre Augen auf“, sagte dieser.

Herbert kam nicht dazu, eine Entschuldigung oder ein scharfes Wort — er wußte im Augenblick nicht, was angebracht war — zu äußern, denn seine ganze Aufmerksamkeit richtete sich auf den Gehpelz, den der Grobian trug. Das war ja sein eigener — oder war er es doch nicht! Immerhin, er wollte sehen, wo der Herr hinging; eine nervöse Ungeduld ergriff ihn. Er machte Schritt und folgte in geringem Abstande, durch andere Fußgänger gedeckt, dem Mann im Pelz, und er betrat kurz nach ihm ein vornehmes Gasthaus, wo er seinen Mantel dicht neben den Pelz an den Garderobeständer hängte; er setzte sich so, daß er den Rücken des Fremden vor sich hatte und bestellte sich ein Glas Bier.

Allmählich kam ein Grimm in ihm auf. Da hing sein Eigentum, und doch konnte er es nicht so ohne weiteres an sich nehmen. Aber wenn er sich nun bis morgen geduldet! Thea hatte ihm doch den Namen des Käufers genannt, der Pelz blieb ihm demnach. Oder er tat es doch nicht, wenn der Fehler ihn weiterverkaufte. Diese Möglichkeit zerstreute die letzten Bedenken. Der junge Mann stand auf und näherte sich herzklappend dem Garderobeständer, tat so, als suche er in seinen Manteltaschen nach einem Gegenstand und wendete dabei das Innere des Pelzes so weit herum, daß er ein untrügliches Merkmal entdecken mußte. Da war es: die rechte Innentasche zeigte einen kleinen senkrecht verlaufenden Riß, der vor einigen Wochen durch ein zu großes Zigarrenpäckchen entstanden war.

„Was machen Sie denn hier?“ ließ sich da eine barsche Stimme vernehmen. Herbert sah hastig auf: Der Grobian von vorhin.

„O, ich freue mich nur, daß ich meinen Gehpelz, den man mir vor acht Tagen gestohlen hat, so schnell und mühelos wiederfinde“, erwiderte er mit einem festen Blick.

„Sie wollen doch wohl nicht sagen, daß ich Ihren Pelz gestohlen habe?“

„Vorläufig nicht. Sie werden sich über den Erwerb hoffentlich ausweisen können.“

„Unverschämtheit!“

Ein Geschäftsführer eilte herbei, denn an den nächsten Tischen war man schon aufmerksam geworden.

„Lassen Sie den Mann festnehmen, auf meine Verantwortung“, rief der Fremde aufgeregt. „Er hat mir meinen Pelz stehlen wollen.“

„Und ich bitte um Feststellung des Namens dieses Herrn, damit ich ihn wegen Beleidigung verklagen kann“, sagte Herbert.

„Bitte, meine Herren, folgen Sie mir in mein Zimmer“, sagte halblaut der Geschäftsführer.

„Ich? . . . Fällt mir gar nicht ein“, rief der Fremde. „Ich wußte nicht, daß Sie so glimpflich mit Paletotmardern umgehen, werde es mir aber merken.“ Er hatte den Pelz angezogen und warf nun ein Geldstück auf den Tisch. Als er sich rasch zum Gehen anschickte, trat Herbert ihm in den Weg.

„Halt“, sagte er. „Ich bin ohne weiteres bereit, dem Geschäftsführer bezw. der Polizei Rede und Antwort zu stehen, verlange aber das gleiche von Ihnen.“ Im selben Augenblick erhielt er einen Stoß vor die Brust, daß er zur Seite taumelte; diese Handlungsweise entschied über das zögernde Abwarten des Publikums, das zum Teil schon die beiden Gegner und den händeringenden Geschäftsführer umstand. Man hielt den Herrn im Pelz fest, zwei handfeste Kellner führten ihn in einen kleinen Raum neben dem Büfett, nach wenigen Minuten erschien ein Sipo, der beide mit auf die Wache nahm. (Fortf. folgt.)

Die Droschkenpferde.

Von langem Warten müd die Köpfe hängen,
Die Augen stieren bangen, trüben Schein
Und fassen schauernd ringsum Stein und Stein.
Der Zähne Mahlen knirscht in Zügelsträngen.

Asphaltne Böden kerkern die Natur.
Der Pferde Huf rührt sie mit stumpfem Scharren.
Geduld-ergeben Stirn und Nüstern starren,
Die Leidensmiene dunkler Kreatur.

Ihr Leben ist ein Warten Stund um Stunde,
Das altersbrüchig schon die Knie verkriecht,
Da auf dem Bod der Kutscher eingenickt,
Und schrill von Motorrasseln schwirrt die Runde.

Maschinenmacht der grauen Straßen hält
Mit Hast und Unruhewang den Tag umgittert;
Doch in einförmig stummen Dienst gestellt,
Zerquälter Blick aus Pferdeaugen zittert
Von Sehnsucht trüb durch die entseelte Welt.
Heinrich Lats.

Lob der Mistel.

Da ich einsam durch die kahlen, winterdürren Fluren
Schreite, unter den Obstbäumen hin, die sonnenhungrig ihre
Arme in die graue Luft recken, sehe ich plötzlich einen dichten
Blattbüschel an einem der Bäume sitzen.

Und an den dunkelgrünen, festen Blättern hängen
Silberne Perlen, zarte, schneeige Perlen, wie eben aus der
Hand eines Goldschmiedes gekommen.

Misteln, Unkraut, Schmaroker.

So denke ich.

Und dann trete ich näher hinzu und schaue mir das
kleine Wunder an. Ist es nicht ein Wunder: eine Pflanze,
die mitten im Winter grünt und zarte, weiße Früchte trägt?

Wer im Alltag die Hand des Ewigen zu spüren weiß,
wem auch die unscheinbaren Dinge am Wegesrand Symbol
des Göttlichen sind, der fühlt hier ein laises Mahnen: Schau
dir die Mistel an! Mitten in der kahlen Welt reißt sie
Früchte, die zart sind, wie eine Kinderhand. Mitten in Eis
und Schnee läßt sie kleine Perlen reifen. Und du, Mensch,
starker, mächtiger Mensch, was tust du? Du läßt dich um-
werfen von jedem rauhen Wind, von jedem Ungemach, das
deinen Weg kreuzt. Ferne von der Mistel, zu reifen, trotz
Sturm und Wetter, und deine Seele zu bilden zur silber-
hellen, schneeigen Perle!

Besinnlich bin ich weiter gegangen.

Besinnlich kam ich zurück zu den Menschen.

Und wenn die andern die Mistel Schmaroker und Un-
kraut nennen, dann steigt mein einsamer Winterganz vor
mir auf, wie ein ferner Sang, und meine Seele singt dem
Perlenfräger, droben im kahlen Geäst, ein laises, inniges
Danklied.
Karl Sage.

Der moderne Hut.

Von Curt Seibert.

Braun war die Farbe des Tages, und Horst sah seit einiger Zeit aus wie eine Kaffeebohne in Zivil. Als er eines Abends nach Hause kam, trat er vor seinen Vater, behielt den neuen, braunen Hut auf und sagte nichts.

„Was ist los?“, fragte der alte Herr.

„Ich habe einen neuen Hut.“

„Kostet?“ — „Achtunddreißig Mark.“

„Sein teuer“, meinte der Papa, „aber vollkommen unmodern.“

„Nicht modern?“, hauchte Horst und erblickte.

„Nein, die Krempe darf nicht mehr gewellt, sondern muß breit sein, etwas nach oben stehend und vorn hochgeklappt. Dieser Hut ist veraltet.“

Horst sah an diesem Abend nichts, er sah in seinem Zimmer und preßte den Hut zwischen ein französisches und ein englisches Veriton. Nach einigen Stunden war er so weit, er probierte den Hut auf und strahlte. „So kann ich zu Liebowitzens gehen“, dachte er. Die hatten eine Tochter Nelly, in die Horst mächtig verschossen war, aber Nelly nahm ihn, als er ankam, gleich beiseite.

„Danke für die Blumen. Aber den Hut da müssen Sie gleich verbrennen. Man trägt die Krempe nicht mehr breit, sondern rechts hochgeklappt und links herunterhängend. So kann ich mich mit Ihnen nicht sehen lassen.“

In dieser Nacht tat Horst kein Auge zu, den Hut hatte er zwischen die Matratzen geschoben und wartete geduldig, bis er die richtige Form hatte. Gegen Morgen war er so weit; freudig bewegt probierte er vor dem Spiegel. Nelly hatte Recht, nur so konnte man ihn tragen.

Im Geschäft war er noch keine vier Minuten, als ihn der Chef kommen ließ.

„Wollen Sie in den Burenkrieg?“, fragte er. „Der ist doch längst vorüber. Mit diesem tollen Hut? So was Komisches habe ich mein Lebtag nicht gesehen.“

„Der Hut ist höchst modern.“

„Vielleicht als Ihr Großvater in die Schule ging, heute hat der moderne Hut die Krempe hinten hoch und vorne runter. Dieser Burenhut ist eine Katastrophe.“

Viele Stunden später sah er neben der Kopierpresse, unter der sein Hut lag, den er vorher unter die Wasserleitung gehalten hatte, damit er rascher sich zurecht biese. Abends ging er in die Tanzstunde.

„Diesen Hopsitenhelm würde ich mir patentieren lassen“, sagte der Tanzlehrer. „Das ist doch kein Hut; die Krempe muß glatt abstehen, oben ist er eingeknickt. Die Beule ist längst unmodern.“

Nachts hatte Horst rasend zu tun, weil er sich noch drei solche Hüte gekauft hatte und alle nach verschiedenen Vorschriften preßte. Nun trägt er ständig einen Koffer mit drei Hüten herum, den vierten hat er auf. Und wechselt immer ab. Kommt der Vater, dann hat er den mit der breiten Krempe auf dem Kopf, ist er mit Nelly zusammen, trägt er den Burenhut, links herunter, rechts nach oben geklappt, kommt er ins Geschäft, ist er nur mit der Beule zu sehen, und mit dem Kniff und der flachen Krempe geht er zur Tanzstunde. Die Sache ist etwas umständlich, weil er auf offener Straße oder in Hauseingängen im Koffer kramen und Hüte probieren muß, aber er hat das beruhigende Gefühl, immer einen modernen Hut zu tragen.

Daß man inzwischen längst graue Hüte mit abgerundeten Krempen trägt, hat ihm leider noch keiner gesagt.

Das sind Rekorde!!

Rekord! Weltrekord!! das ist die Lösung des Tages und unzählige arbeiten Tag um Tag, mühen sich ab und kennen nichts anderes als Training und Übung, um immer weiter zu kommen und . . . wenn das Glück ihnen hold ist, selbst eines Tages einen Rekord aufzustellen. Aber es sind immer vereinzelt, denen es gelingt, Menschen, die alle Energie an die Erreichung dieses einen Zieles setzen und sich ganz auf ein besonderes Gebiet werfen.

Da lebt nun im nördlichen Mexiko, tief versteckt in Höhlen und Schluchten, ein ganz ursprüngliches Indianervolk, die Tarahumare. Wer ihr Land durchreißt, findet nichts von ihnen als glimmende Feuerstätten, rauchgeschwärmte Höhlen oder einen primitiven Indianerpfad. Das Volk selbst hält sich sorgfältig verborgen und so blieben bis vor kurzer Zeit ihre Kultur, ihre Sitten und Bräuche fast gänzlich unbekannt. Da gelang es dem deutschen Forscher Rudolf Babel die Freundschaft des Oberhäuptlings zu gewinnen und er wurde von ihm an sein Lagerfeuer eingeladen, wo sich der ganze Stamm versammelte, um das Herbstfest zu feiern. Bei dieser Gelegenheit sah der Forscher Rekordleistungen, die geradezu unglaublich erscheinen. Von diesen soll hier einiges

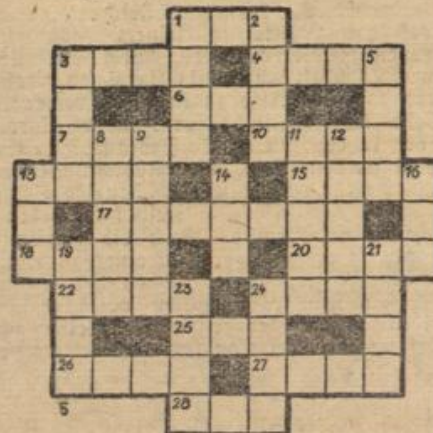
mitgeteilt werden. Eines aber ist noch dabei zu beachten. Es sind nicht einzelne, die diese Leistungen auszuführen vermögen, sondern alle, der ganze Stamm, die Frauen ebenso gut wie die Männer. Es sind nicht Wettkämpfe in unserem Sinne, bei denen ein Sieger geehrt wird, sondern religiöse Übungen, die zu Ehren der Gottheit oder auch irgend eines besonders gefeierten Gastes abgehalten werden.

Die Tarahumare haben keine Gewehre und brauchen sie auch nicht. Wenn sie auf die Jagd gehen, so hegen sie den Hirsch, unermüdlich, über Berg und Tal, durch Wiese und Bach, bis das Tier völlig erschöpft zusammenbricht. Nie geht das in Hast, aber unermüdlich, Tag und Nacht, ohne zu ermatten und dann schleppt er das geäderte Tier noch viele Kilometer weit nach Hause. In den großen mexikanischen Viehzüchtereien sind es auch wieder die Tarahumare, die die wilden zwei- und dreijährigen Pferde, die völlig frei in der Steppe umherlaufen, zu Fuß solange hegen, bis diese völlig zusammenbrechen und leicht in den Korral, umzäunte große Viehweide, getrieben werden können, wo sie zurichter werden. Daß sie, als Boten abgesandt, Strecken von 600 englischen Meilen zu Fuß in fünf Tagen zurücklegen, ist durchaus keine Seltenheit. Und . . . alle können das, das ganze Volk, nicht nur einzelne. Sie haben Spiele, bei denen sie in Gruppen laufen, immer drei zusammen, Männer und Frauen getrennt und bei denen sie manchmal Strecken von 340 Kilometer in 24 Stunden zurücklegen. Aber das ist kein Laufen auf glatter Bahn, nein, es geht über Stock und Stein, durch Bäche und Flüsse, über Berg und Tal und Schluchten, ganz, wie das Gelände es bietet. Dabei treiben die Männer einen kleinen Ball vor sich her, der nicht mit den Händen berührt werden darf, nur der Fuß stößt ihn weiter und die Frauen haben einen Reifen, den sie fortzuschleudern und mit einem gebogenen Stab wieder aufheben und wieder schleudern.

Auch im Tanzen können sie einen Weltrekord aufstellen, denn bei den großen Festlichkeiten tanzen die verschiedenen Gruppen zwei Tage lang hintereinander, ohne aufzuhören und ohne zu essen und zu trinken. In den mannigfachen Figuren ziehen sie über dem Tanzplatz, Tag und Nacht, ohne zu ermüden, bis am Abend des zweiten Tages das Festmahl diesem Kult ein Ende macht.

Sie sind ein merkwürdiges Volk, diese Indianer, die auch sonst in ihren Gebräuchen an uralte Zeiten erinnern und die ein Sportvolk sind, wie es wohl ein zweites nicht gibt. J.R.

Kreuzwörterrätsel.



Wagerecht: 1. Schlangenartiger Pelz. 3. Weiblicher Borne. 4. Insekt. 6. Sohn Nochs. 7. Eigentum. 10. Urte. 13. Hautöffnung. 15. Griechischer Kriegsgott. 17. Baltischer Staat. 18. Weiblicher Borne in Kursform. 20. Stück vom Ganzen. 22. Schnur. 24. Belgische Stadt. 25. Indische Münze. 26. Deutscher Strom. 27. Fisch. 28. Honigwein. — Senkrecht: 1. Cousine. 2. Weiblicher Borne. 3. Widerhall. 5. Hauptbestandteil der Frucht. 8. Sandbestreuter Kampfplatz. 9. Reinigungsgegenstand. 11. Verwandtschaftsgrad. 12. Ehrenzeichen. 13. Geographischer Punkt. 14. Nebenfluß des Rheins. 16. Sonnengott. 19. Spanischer Fluß. 21. Lateinischer Aftenausdruck für ebenso. 23. Verdauungsorgan. 24. Besuch.

Auflösung des Kreuzwörterrätsels in Nr. 285: Wagerecht: 1. Piefke. 6. Tee. 8. Mai. 9. Lob. 11. Waag. 13. Affe. 15. Miere. 17. Er. 18. Zana. 19. Ei. 21. So. 23. Omega. 27. Ja. 28. Moral. 29. Spat. 31. Kind. 33. Rio. 34. Tod. 36. Del. 37. Liebert. — Senkrecht: 1. Lea. 2. Emig. 3. Da. 4. Tiara. 5. Elf. 7. Emir. 10. Dede. 12. Ami. 14. Fez. 16. Enver. 17. Ems. 20. Ida. 22. Ossi. 23. Oma. 24. Rotte. 25. Garde. 26. Ast. 27. Jude. 30. Pol. 32. Rot. 35. Ob.

Neue Bücher

* Paul Steinmüller: „Die Legenden von der heimlichen Gegenwart.“ — „Herbstzeitenlose.“ (Beide erschienen im Türrner-Verlag, Greiner & Weiffer, Stuttgart.) Steinmüllers feinsinnige Art als Erzähler und Vorleser ist bekannt. Man findet bei ihm nichts Gewolltes, Krampfhaft-Gezwungenes, Gefühl, Stimmungsdeutung, seelisches Erspüren sind ebenso echt und rein wie der strahlende Glaube an edle, die chaotische Zeit überwindende Menschlichkeit. Die Vorzüge des Novellisten Steinmüller kommen auch den beiden vorliegenden kleinen Schriften wieder zugute. Mit der feinen Romantik seiner Legenden hat sich der Dichter einen ganz eigenen Stil geprägt. An künstlerischer Geschlossenheit ist vielleicht die chronikartig gehaltene Erzählung „Herbstzeitenlose“ noch vorzuziehen. Deutsches Mittelalter entsteht hier wunderbar plastisch in Stimmung und Wort, das Erbe mystisch-dunkler Heilskraft lastet seltsam und bedrückend auf einem alten Geschlecht, selbstjähig genügt schafft es tiefstes Leid, bis Frauentreue den Fluch in Segen wandelt. Ein wertvolles, besinnliches Büchlein von reifer dichterischer Kunst, dem man viele Leser wünschen möchte.

* Friedrich Schrenvogel: „Die geheime Gewalt“, Gedichte. (Verlag Paul Zsolnay, Berlin-Wien.) Schrenvogels „Geheime Gewalt“ ist die seelische Schöpferkraft des zukunftsverbundenen Menschen, der Dichter verleiht ihr Ausdruck in einem hymnischen Bekenntnis zu neuem Leben. Seine Gedankenführung ist apart und eigenwillig, Motive wie innere Bedeutsamkeit des gestaltenden Wortes, Erlösungskraft der Kunst, Ringen des Menschen in Alltagsgebundenheit um befreiende, einigende Liebe sind in knappe zwingende Form gebracht. Sprache und Rhythmus zeugen von feiner Kultur, neben dem geistigen Ausdrucksucht tritt freilich das gefühlsmäßige Moment ein wenig zurück. Man hat mehr den Eindruck von Verstandeskunst als von naturschöpferischer Ursprünglichkeit; die formvollendeten Verse erscheinen darum von einer etwas kühlen und herben Schönheit.

* Willy Seidel: „Larven“. Eine Novelle mit 22 Zeichnungen von Alfred Rubin. (Verlag von Albert Langen in München.) Von tiefer Wesensgleichheit angezogen, hat Alfred Rubin, der Zeichner der Zwischenaktstücken vom Diesseits und Jenseits, das neue Buch von Willy Seidel mit 22 kostbaren Zeichnungen geschmückt. Willy Seidel hat bereits in seinem japanischen Buche „Schattenspinnen“ (unseren Lesern durch den Abdruck im „Wiesbadener Tagblatt“ bekannt) bewiesen, daß er das Mystische und das Schaurige zu gestalten vermag. In unerhörter Weise läßt er in dieser Novelle „Larven“ einen Einsamen, der in der jungen Tochter zum zweitenmal das geliebte Weib sterben sieht, die Abdrückungen gegen das Jenseits immer mehr verlieren, ein schaurige Selbstdiagnose stellen und dabei mit Königenaugen das Leben und den Tod durchschauen und deuten. Auch die dämonische Rolle des Tieres enthüllt er, das wohl auf einer anderen Bewußtseinsstufe lebt, aber ein starkes Ähnen hat, wenn der ihm nahe Mensch den dunklen Mächten verfällt. Dem Neugierigen sei abgeraten, der Schwache bleibe zurück, der Mutige folge dieser Expedition in das unerforschte Land.

* Willa Cather: „Antonia“, Roman. (J. Engelhorn's Nachf., Stuttgart, 1928.) Wie sehr die literarische Bedeutung Willa Cather's heute in Amerika geschätzt wird, zeigt ihre kürzlich erfolgte Ernennung zum Ehren-Doktor der Columbia-Universität. „Antonia“ ist die Geschichte einer Tochter böhmischer Einwanderer, eines lebensvollen, durch tausend Stürme geworfenen Naturkinds. Daneben läuft der Entwicklungsgang ebenfalls eingewanderter Ständeheldinnen und vor allem jener eines amerikanischen Jungen, der in der Nachbarschaft dieser tüchtigen und urwüchsigen Mädchen aufwächst und ihnen trotz seines geringen Alters in herzlicher Freundschaft verbunden ist. Um diese jungen Menschen gruppiert sich das interessante Völkergemisch der Ansiedler, den Hintergrund bildet die eigenartige Landschaft der nordamerikanischen Prärie.

Ernst Weiß: „Dämonenzug“, Erzählungen. (Verlag Ullstein, Berlin.) Die Gestalten dieser aufwühlenden Novellen des Dichters Ernst Weiß sind Liebende, der schwelenden Finsternis ausgeliefert, sie stolpern über die Fallstricke der Geseke, der Not, des Bösen, das in ihnen ist: der schöne Trieb macht sie blind. „Stern der Dämonen“ heißt die erste dieser eigenartigen Erzählungen, und wirklich

scheinen Dämonen im Spiel, die die Sehnsucht der Menschen verdrehen und Reines in Unreines verkehren. Und wie schön ist diese gehetzte und klingende, padende, berauschende Sprache eines Dichters!

* Felix Braun: „Der unsichtbare Gast“, Roman. (F. G. Speidel'sche Verlagsbuchhandlung, Wien.) Das Eheleben eines Mannes, der an Liebe zu einer erdgebundenen Frau zugrunde geht. Im Innersten gepackt, folgen wir der rückhaltlosen Offenheit dieses Bekenntnisses, eines zermürbenden Kampfes zwischen Geist und Sinnlichkeit. Vieles auch von uns Erlebtes legt der Dichter bloß. Der ewige Zwiespalt zwischen den Geschlechtern, die Qual des einem seiner Seele fremden Weibe Verfallenen finden in diesem starken, edlen Buch, aus dem ein gültiges, großes Herz schlägt, ergreifenden Ausdruck.

* John Galsworthy: „Ein Kommentar“, Menschen und Schatten. (Verlag Paul Zsolnay, Wien IV.) In diesem Werk gibt der Dichter eine Sammlung monumentaler Schilderungen gesellschaftlicher Schichtungen und Gegensätze — erschütternde Anklagen neben tödlichen Satiren. Tragik und Humor wechseln Bild um Bild, jedes einzelne zeugt von der hohen ethischen Kraft seines Schöpfers und offenbart zugleich dessen Meisterschaft als Erzähler und Schilderer. Ein Kommentar zum Leben will dieses Werk sein und in beziehungsvollem Doppelsinn schlägt die Rahmen- erzählung, gleichfalls „Ein Kommentar“ genannt, alle hier berührten Themen an. 1908 in London erschienen, ist das Buch von geradezu unheimlicher Vorausahnung neuer und neuester sozialer Probleme und Nöte besetzt. Ein hoher Symbolismus liegt über dem ganzen Werk: Hinter jedem einzelnen Enterbten oder Bereicherten des Lebens steht eine endlose Reihe gleichartiger Geschöpfe — Menschen oder Schatten.

* A. M. Frev: „Missetaten“. Achtehn Ereignisse. (C. H. Beck, München.) Ereignisse nennt A. M. Frev die achtzehn Situationen seines Buches. Schnell wie ein Magier weilt er Zeit, Ort und Menschen zu wandeln, und sofort sind wir wieder eingespinnen in die seltsam disponierenden und vibrierenden Schwingungen, die das ganze Buch durchziehen, zur Einheit verbinden und nicht aufheben, Gefühle und Gedanken in uns aufzuwirbeln. Missetaten? Ja, das Kriminelle herrscht vor, aber es sind keine Kriminalgeschichten. Die Frage nach Recht und Unrecht bestürmt uns. Aber die Menschen dieses Buches sind nicht mehr frei, sie stehen unter einem Bann, und wir fragen uns, haben sie Schuld? Ist der liebelosen normalen Gesellschaft nicht doch die Täterschaft aufzubürden? Das Buch kann allen Freunden spannender Unterhaltungslektüre bestens empfohlen werden.

= Sonate für Violine und Klavier von Josef Pembaur d. J. (O. Salbreiter, Musikverlag, München.) Was? Pembaur komponiert auch? werden unsere Künstler und Kunstfreunde fragen. Und wirklich: die Sonate ist von Josef Pembaur, dem Jüngeren, dem Sohn von Josef Pembaur dem Älteren in Innsbruck, geschrieben. Und dies Werk läßt den nachschaffenden Interpreten romantischer Kunst, den wir so hoch zu schätzen wissen, sofort wiedererkennen. Auch hier finden wir einen bis zu äußerster Spannung gebrachten Empfindungsausdruck, der sich aus unbedingter Notwendigkeit und Folgerichtigkeit entladen muß, und sich schon im Notenbild an den immer neuen verdeutlichenden Vortragsbezeichnungen verrät. Der erste Satz mit seinen, von leidenschaftlichem Pathos getragenen Themen verdankt der innerlich bedingten Konzeption seine padende Wirkung. Das folgende „Moderato“ bringt einen von der Geige sinnig umrankten innigen Klaviergesang. Der Schlußsatz leitet nach einem wild abstürzenden Rezitativ der Geige in einen Trauermarsch über, der den Charakter aufbaumenden Schmerzes trägt; ein tiefelegisches Trio führt zum „Allegro assai“, das in disparaten Gängen gleichsam haltlos dahinstürzt! Namentlich dieser letztere Teil der Sonate erscheint, bei aller Pembaur'schen modern eingestellten Eigenart, leise vom Genius Chopins und Schumanns gestreift. Es folgt noch ein stiller Rückblick, der das schöne Werk, wie in höhere Sphären sich auflösend, sehr wirkungsvoll abschließt.

O. D.

= „Geestländer Tänze“, herausgegeben von A. Helms und J. Bläse, Klavier- und Violoncello-Verlag. (Verlag von Teubner, Leipzig und Berlin.) Diese Tänze sind in den Geestländer Tanzkreisen Hamburgs entstanden, schnell fanden sie Eingang bei der Jugend aller Kreise in ganz Deutschland. Daß die Sammlung bereits in 3. Auflage vorliegt, ist ein Beweis ihrer Beliebtheit bei der deutschen Jugendbewegung.